

Jahrgang IV.

No. 2.

Mitte Mai 1914.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Das grosse Morden. — Gedichte. — Münchener Theater. —
Bemerkungen: Johannes Holzmann. — Der Bürgermeister von
Köslin. — Größenwahnfried. — Gedenktage.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Durch alle Buchhandlungen, sowie durch
den KAIN-VERLAG zu beziehen:

KAIN Jahrgang I 1911|12

„ „ II 1912|13

„ „ III 1913|14

à 3 Mark.

Die Wüste • Der Krater

Gedichte von Erich Mühsam.

✻ Preis Mk. 10.— ✻ ✻ Preis Mk. 2.— ✻

Kain - Kalender

für die Jahre 1912 u. 1913 zum Preise von je M. 1.—

Sämtliche Beiträge sind vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Probefbände des Kain

enthaltend 3 Hefte zum Preise von 50 Pfg.

Zu beziehen durch den Kain-Verlag, Baaderstr. 1a.

**Freunden des Kain sei nahegelegt, die
Probefbände an Bekannte zu empfehlen !**

DIE HOCHSTAPLER

Lustspiel von ERICH MÜHSAM

Preis Mk. 2. —

Jahrgang IV.
No. 2.

München,
Mitte Mai 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Das grosse Morden.

Immer wieder überraschen einen die Mitmenschen — selbst solche, die die Bezirke geistiger Lebendigkeit bewohnen — mit ernsthaft gemeinten Gegenründen gegen die Forderungen der selbstverständlichsten Menschlichkeit. Immer wieder sagt man den Spruch auf, daß es doch wohl natürlich wäre, wenn die Menschen einander hülfe und versuchten, im Frieden nach innen und außen Gerechtigkeit zwischen Arbeit und Verbrauch zu schaffen, und immer wieder begegnet einem das überlegene mitleidsvolle Lächeln der Weltklugheit, die Krieg und Spionage, Ausbeutung und Unterdrückung als gottgewollte, schöne und gute Notwendigkeiten zu verteidigen weiß. Man schämt sich allmählich vor sich selbst, immer und immer wieder den moralischen Gemeinplatz aussprechen zu müssen, daß Krieg schlecht und häßlich, Friede gut, natürlich und notwendig ist. Aber wir wollen noch tausendmal die Gründe der anderen widerlegen, um vor der Nachwelt nicht in der lächerlichen Haltung solcher dazustehen, die vor Dummheit und Herzenskälte resignieren und kapitulieren.

In diesem Zeitalter raffiniertester technischer Zivilisation gibt es für den Erfindungsgeist immer noch keine höheren Aufgaben als die Vervollkommnung der kriegerischen Mordinstrumente. Wessen Gewehre und Kanonen am weitesten schießen, am schnellsten laden, am sichersten treffen, der hat den Kranz. Das Scheußliche und das Grotteske gehen Hand in Hand durchs zwanzigste Jahrhundert und rufen die Völker auf zur Bewunderung der Weltvollkommenheit.

So sieht unsere Kultur heute aus: Hunderttausende junger arbeits- und zeugungsfähiger Männer werden aus ihrer Beschäftigung gerissen, in komischbunte Gleichtracht gekleidet, mit blanken Knöpfen, goldblechbeschlagenen metallenen Kopfbedeckungen und nummerierten Achselbeschlägen. An der Seite hängt ihnen ein langes Messer, scharf geschliffen, zum Stechen so geeignet wie zum Hauen. Ueber der Schulter tragen sie ein Schießgewehr, aus dessen Lauf sie oftmals hintereinander Geschoße jagen können, geeignet auf große Entfernungen Menschen zu durchbohren, mit einer Durchschlagskraft, daß gleich zwei hintereinander davon getötet werden können. Der Griff der Waffen aber ist schwer und wuchtig. Er dient zum Zertrümmern von Menschenschädeln. Vor den Nabel ist diesen Leuten ein Täschchen gebunden, das noch viele Geschoße enthält, für den Fall, daß die im Gewehrlauf ihre Pflicht nicht erfüllt haben. Ihre Tätigkeit besteht im jahrelangen Einüben in die Benützung der bezeichneten Gegenstände für den Bedarfsfall. In den Höfen der Häuser, in denen sie zu hunderten zusammen wohnen müssen, stehen aus Holz gefertigte, menschenähnliche Soldatpuppen. Die Phantasie der Kriegseleven wird dazu geschult, in diesen Puppen lebendige Ebenbilder Gottes zu erblicken, und dann müssen sie darauf schießen. Außerdem aber werden sie erzogen, ande-

ren Leuten, zu denen sie im gewöhnlichen Leben gar keine Beziehungen haben, blinden Gehorsam zu leisten. Um sie daran zu gewöhnen, werden ihnen Aufgaben gestellt, denen ein erkennbarer praktischer Zweck überhaupt nicht innewohnt. Z. B. müssen sie oft, wenn sie in Gruppen angeordnet zum Gehen aufgefordert werden, alle gleichzeitig das Knie bis vor den Bauch hochheben, alsdann die Zehenspitze weit vorwärts schleudern und den Fuß mit lautem Klappen auf den Boden schlagen, und so immer abwechselnd mit dem linken und dem rechten Bein verfahren. Den Vorgesetzten müssen sie besondere Ehren erweisen, wozu ihnen je nach der Situation das Gewehr, die Kopfbekleidung oder die Hosennaht behilflich ist. Aber ihr Gruß gilt nicht der Person des Vorgesetzten sondern dessen Kleidern, die mit noch mehr Goldblech verziert sind als die eigenen.

Die Bezahlung dieser Dinge muß das Volk mit einem riesigen Prozentsatz seines Arbeitsertrags leisten, und so groß sind bereits die Anforderungen an die Steuerkraft der Menschen, daß seit Jahren kein Aufhören der Wirtschaftskrisen mehr ist, und die Folgen dieser Krisen sind Arbeitslosigkeit und Geburtenrückgang, aus denen wiederum verminderte Leistungsfähigkeit des Volkes und mithin — da die Forderungen des Militarismus sich nicht reduzieren, sondern ständig steigern — Erzeugung und Permanenz weiterer, immer ärgerer Krisen resultiert.

Der Wert dieser Opfer an Eigenwillen und Volkskraft wird sich jedoch erweisen, wenn eines Tages die Kriegsfahne entrollt wird. Dann wird der Begeisterung in allem Volk kein Ende sein. Dann wird sich dieses Bild entfalten: Zu denen, die gerade in den Kasernen zum Kriege gedrillt werden, treten die noch leistungsfähigen früheren Soldaten hinzu und die jungen Leute, die eigentlich noch auf ihre Schulung warten sollten. Junge Gatten und Väter werden aus

dem Hause ihrer Hoffnungen geholt. Die Söhne müssen hinaus ins Feld der Ehre. Studenten, Lernende aller Berufe müssen ihre Entwicklung abbrechen, um am Kriege teilzunehmen, dessen Gründe sie nicht können und nicht erfahren, die auch mit ihren Interessen nichts zu tun haben. Nicht freiwillig gehen sie hinaus in Gefahr und Tod, sondern gezwungen und ohne Wahl. Weigerung wäre Tod.

Und nun kommt Bewegung in das Heer, dessen Gesamtstärke etliche Millionen Menschen beträgt. Die einzelnen Abteilungen suchen die Grenze des Landes zu erreichen, mit dessen Armee die Kämpfe zu führen sind. Im eigenen Lande schon herrscht Trauer und Verzweiflung. Die Mütter, die Frauen und Mädchen jammern den Männern und Söhnen nach. Die Saaten werden von Pferden und Menschen zerstampft, aller Handel, alle Produktion stockt, die Nahrungsmittel werden schlecht und unerschwinglich teuer, Krankheiten breiten sich aus, das Elend meldet sich überall.

Soll ich schildern, was weiter geschieht? Brauchte ich nicht Stunden und Stunden, um all das Gräßliche aufzuzählen, das das Wesen des Krieges ausmacht? Denkt an die Schilderungen derer, die solche Heldenzüge mitgemacht haben. Denkt daran, daß Städte umzingelt und ausgehungert werden, wobei hunderte und hunderte Hungers sterben, denkt an den Sturm auf die Städte, wie sie in Brand geschossen werden und Kinder, Frauen, Greise, Kranke und Krüppel ihr Leben lassen müssen — fürs Vaterland! Denkt an die Eroberungen der Städte, wie die Soldaten, wochenlang keiner Schürze nah, sich mit geilen Nerven auf die fremden Frauen stürzen. Denkt an die innere Verwilderung des Einzelnen, der in ununterbrochener Angst um das eigene Leben täglich Sterbende und Leichen sieht, dem schon dadurch alle Raubtierinstinkte wach werden, und dem noch dazu

stündlich gelehrt wird, daß das Umbringen von Menschen Tapferkeit sei. Und denkt an die Schlachten in den modernen Kriegen selbst! Wo ist da noch etwas von persönlichem Heldenmut! Wie maschinell und untapfer wird heutzutage gekämpft! Aus verdeckten Gräben schießt man aus Kanonenläufen und Maschinengewehren auf die Stelle, wo man den Feind vermutet, läßt Sprengstoffe explodieren und wird selbst von Granatsplittern zerrissen, ohne zu sehen, woher der Mord geschickt ist. Der Kampf von Unsichtbaren gegen Unsichtbare — ist das nicht der furchtbarste Hohn auf alle Menschenwürde?

Aber unter den Lesern selbst dieser Zeilen sind genug, denen ich mit meinem leidenschaftlichen Haß gegen den Krieg kindlich und dumm vorkomme, solche, die gegen Einrichtungen und Gebräuche keinen Haß kennen, weil sie abgeklärt sind und das Leben zu beurteilen wissen. Sie sagen einfach, daß der Militärdrill eine gesunde Körperausbildung ist, und für die Einsicht, daß Körperübungen, die erzwungen und unter Abtötung der eigenen Willensbestimmungen vorgenommen werden, niemals gesund sein können, haben sie kein Gefühl. Sie sagen, daß die Natur Seuchen über die Menschheit schicke, die mehr Opfer fordern, als die blutigsten Kriege, und daß Kriege ebenso weise Maßnahmen der Natur seien wie Krankheiten, bestimmt, die von Blut und Kraft übermäßig strotzenden Völker wohlthätig zur Ader zu lassen. Wie kommen denn diese Logiker dazu, jeden Fortschritt der Wissenschaft zu bejubeln, der die Bezwingung einer Epidemie bewirkt? Wer den Krieg mit solchen Argumenten verteidigt, hat kein Recht, die Zurückdrängung von Pest- und Choleraseuchen, die Erfindung von Serum, Salvarsan, Mesothorium als Siege der Menschheit zu feiern. Was den Menschen recht ist, sollte doch wohl dem lieben Gott billig sein. Entweder wollen wir die schicksalsgewollten Auskehrun-

gen unter den Menschen willig tragen, dann ist der Kampf gegen die Bakterien eine Heuchelei, oder wir wollen uns gegen verheerendes Unglück schützen, dann müssen wir den Krieg verhüten, wie jede andere Pest.

Aber die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Völker bedingen Kriege. Wenn ein Land seine Leute nicht mehr füttern kann, muß es dem Nachbarn Aecker wegnehmen. Schwindel. Seit der Kapitalismus die Welt beherrscht, ist noch fast jeder Krieg vom Reichen gegen den Armen geführt worden. Der Große saugt dem Kleinen das Blut aus. Es ist mit den Staaten genau so wie mit den Einzelnen. Die Machtanhäufung wird von keinem Bedürfnis bestimmt, sondern ist Selbstzweck, wie die Ansammlung von Kapitalien, deren Ertrag niemandem zunutze kommt, für die modernen Geldmagnaten Selbstzweck ist. Die Machtanhäufung der Staaten aber, um derentwillen Kriege geführt werden, ist in Wahrheit Kapitalsanhäufung bei einzelnen Kapitalisten. Die anderen haben Leben, Habe, Arbeit, Hoffnung und Glück zum Opfer zu bringen wie die Kleinstaaten Selbständigkeit, Nationalbesitz und Volksart. Das Kreuz Christi aber, der Name Gottes, die Postulate der Gerechtigkeit und Sittlichkeit liefern allemal das Glockengeläute, unter dem die Kanonen zum Kriege geladen werden.

Ein Musterbeispiel für die Art, wie gewissenlose Habgier Kriege inszeniert, liefern gegenwärtig die Vereinigten Staaten von Nordamerika, repräsentiert in dem würdigen, pazifistisch geschminkten Präsidenten Wilson, Professor und sozial aufgeklärten Schriftsteller.

Das Land Mexiko steckt seit Jahren in hellem inneren Aufruhr. Die infamen Landgesetze des Porfirio Diaz (vgl. „Kain“ I, 2) trieben die Leidenschaften hoch, und in höchst wechselvollen Kämpfen,

die die Bebellen mehrmals dem Siege nahebrachten, mußten sie es immer wieder erleben, daß sie ihre Waffen gegen den Verrat der eigenen Führer wenden mußten, die die Revolution zum Vorwand ihrer persönlichen ehrgeizigen Ziele machten. Was für eine Sorte Führer die Rebellengeneräle Villa und Carranza sind, läßt sich von Europa aus schwer erkennen. Die Tatsache aber, daß sie sich das wohlwollende Augenzwinkern der Vereinigten Staaten in ihrem Kampf gegen den demokratischen Despoten Huerta gefallen ließen, läßt sie wenig vertrauenswürdig erscheinen. Jetzt zeigt sich ja, was die biederen Volksbeglucker Wilson und Bryan mit ihrer Rebellenfreundlichkeit bezweckt haben: die völlige Verwirrung, im Lande um leichter zum Gewaltstreich ausholen zu können.

Der Vorwand zum mexikanischen Kriege ist ebenso schimpflich wie lächerlich. Tagelang war die brennendste Frage in aller Welt, ob Huertas Schiffe die Yankeeeflotte mit 21 Schüssen begrüßen werden, ob Wilsons Kanonen ihnen antworten würden, und ob Huertas Forderung, die Salutschießerei solle abwechselnd erfolgen, angenommen oder statt dessen der Krieg ausbrechen werde. Natürlich geschah, was mit der ganzen demütigenden Albernheit bezweckt war: die Amerikaner besetzten Veracruz, brachen also — ohne Kriegserklärung, um sich die Pose als Zuchtmeister geben zu können — den Krieg vom Zaun. Selten ward solche Aktion mit so ekelhafter Heuchelei begonnen wie diese „Strafexpedition“. Die nordamerikanischen Friedensapostel vergossen Tränen der Verzweiflung, daß in ihrem Namen Blut fließen mußte, und Herr Wilson erließ eine Kundgebung an das mexikanische Volk, wonach er es nur auf den Präsidenten, beileibe nicht auf die Mexikaner abgesehen habe. Während dem machte er sich auch schon zum Herrn ihrer Städte. Daß ihm der

Raubzug nun doch etwas schwerer gemacht wird, als er es sich vorgestellt hatte, und daß er deshalb geneigt scheint, die Intervention der südamerikanischen Republiken anzunehmen, ändert nichts an der Tatsache, daß dieser Mann, der europäische liberale Blätter mit menschheitbeglückenden Manifesten füllt, als Werkzeug ausbeuterischer Milliardäre in fremdes Land eingedrungen ist, um im Trüben zu fischen. Nach seiner Auslegung: um Ordnung zu schaffen, — Ordnung zu schaffen in dem Moment, wo im eigenen Lande im Staat Colorado die ihm unterstellte Soldateska blutige Schlachten gegen streikende Arbeiter führte und Frauen und Kinder unter scheußlichen Martern umkommen ließ.

Na also, höre ich meine militärentzückten Freunde triumphierend ausrufen. Hier zeigt sich wieder, wie gottgewollt und unanfechtbar die Pflege einer starken, stets kampfbereiten Armee ist. Selbst in Zeiten des Friedens muß sie bereit sein — gegen den inneren Feind!

Gedichte.*)

Erstes Buch: Die Wüste.

*Wer vermöchte in der Rätsel Gründen
zu versinken, die aus meiner Seele quellen!
Furchtbar sengen meiner Väter Sünden
meine Qual zu hohen Hexenhöllen!
Alles -was in tausendjähriger Schande
aufwuchs, muss aus meinen Süchten bluten.
Meine Seele steht in heissen Gluten,
weinend nach dem künftigen Heimatlande.
Meine Seele splittert am Gestein
dumpfer Reue der gestorbnen Sünder, —
und ihr Tod wäscht alle Frevel rein. —
Neuem Sein erstet ein neuer Kündler!*

*) In den nächsten Wochen erscheinen im Verlage von Paul Cassirer, Berlin, meine gesammelten Gedichte in einem

Zweites Buch: **Der Krater.**

Weltjammer.

*Wie sie heulen, wie sie flennen,
wie sie sich geschäftig rackern!
Leben heisst den armen Knackern
Jammern und nach Gelde rennen.
Schätze haben, meint der Reiche,
macht nicht glücklich und zufrieden.
Nur die Gründe sind verschieden,
doch die Sorge bleibt die gleiche.
Keine haben, meint der Arme,
schafft erst recht Verdruss und Trauer!
König, Dame, Magd und Bauer —
alles stöhnt, das Gott erbarme.
Ich nur lache. Grässlich öde
dückt mich Welt und Mensch und Leben.
Muss denn altes wimmern, beben ? —
Gott ist dock ein Erztragdde ! — —
Derweil ich erhaben gähne
ob dem Jammern und dem Weinen,
kugelt mir aus meinem einen
Auglein eine dicke Träne.*

Drittes Buch: **Wolken.**

(Im Bruch.)

*Fest zugeschnürt der Hosengurt.
Der Darm ist leer, der Magen knurrt.
Auf morschem Rock glänzt Fleck bei Flick.
Darunter starrt das Hemd von Dreck.
Aus Pfützen schlürft das Sohlenloch.
Wer pumpt mir noch ? Wer pumpt mir noch r
Wer pumpt mir einen Taler noch?*

Band, der den Titel führen wird: **Wüste — Krater — Wolken.**
Die Gedichte von Erich Mühsam. Das broschierte Exemplar
wird 4,50 Mk., das gebundene 6.— Mk. kosten. Hier ist aus
jeder der drei Abteilungen des Buches eine Probe.

*Kein Geld, kein Schnaps, kein Frass, kein Weib.
In mürben Knochen kracht der Leib.
Die Nacht ist kalt. Es kratzt das Stroh.
Die Laus marschirt, es hupft der Floh.
Die Welt ist gross, der Himmel hoch.
Wer pumpt mir noch ? Wer pumpt mir noch !
Wer pumpt mir einen Taler noch ?
Noch einen einzigen Taler nur:
Für einen Schnaps, für eine Huri
Für eine Hur, für eine Braut!
Das Leben ist versaut! versaut!
Nur einen Taler! Helft mir doch!
Wer pumpt mir noch! Wer pumpt mir noch !
Wer pumpt mir einen Taler noch!*

Münchener Theater.

Durch eine Reise in Zeitnot geraten, will ich meine Betrachtung über Dr. Kilians „Faust“-Schlag ins Hoftheater noch zurückstellen. Da wir ja mindestens die nächsten zehn Jahre hindurch an diesem Fraß zu würgen haben werden, kommt mein Jammerruf wohl auch später noch zur rechten Zeit. Heute will ich einen Brief abdrucken, der, wahrscheinlich durch meine Selbstanklage im letzten Heft veranlaßt, beweist, daß ich mit meiner niedrigen Einschätzung des Münchener Theaterbetriebs doch nicht so allein dastehe, wie die ewig Zufriedenen glauben machen möchten. Um nicht in den Verdacht zu geraten, als ob ich mich vor dem Aussprechen gar zu unangenehmer Dinge drücken und die Verantwortung dafür auf einen anderen abschieben wollte, bemerke ich, daß ich mich Satz für Satz mit den Anschauungen des Briefschreibers identifiziere, dem ich hiermit das Wort erteile:

Herrn Erich Mühsam, Herausgeber des „Kain“,
München.

Die Aufführung des „Bürger Schippel“ in den Kammer-
spielen veranlaßt mich, Ihnen, verehrter Herr Mühsam, zu
sagen, wie gerade diese Vorstellung — eine der gelungen-
sten der Saison — die Armut, Dürre und Niveaulosigkeit des
Münchener Theaterlebens grell beleuchtete. Diese Aufführung
war ein Ereignis. Daß sie eins war, zeugt ebenso für Direktor
Ziegels plötzlich erwachten guten Willen (Erich Ziegel, der
alte Sommertheaterdirektor, hat halt eine Schwäche für som-

merliche Kunsttaten!) wie gegen den Willen und die Kraft der Münchener Direktoren und Regisseure. Denn Vorstellungen dieser Art dürfen in einer wirklichen Theaterstadt keine Ausnahme, sondern müssen die Regel sein. Das ist schon deshalb kein kühnes Verlangen, weil auch in dieser Vorstellung die Titel- und Hauptrolle so verkehrt und schlecht besetzt war, daß Sinn und Tendenz des Stückes darunter leiden mußte. Tragikomisch, daß Herr Ziegel diese Rolle mit sich selbst besetzt hatte und genau so tief unter der Rolle stand, wie Stück und Aufführung über dein Niveau seines Theaters! Er spielte einen proletarischen Mephisto, also einen bewußten und spekulativen Menschen, statt einen naiven Kerl, den sein dickes Blut und sein wirres Gehirn in den Bürgerstand hinaufreibt. Dem Schauspieler Ziegel, der die Regie führte, fehlte die Regie. Eine Satyre in der Satyre! Ein Spiegel des Münchener Theaters!

Was wäre in dieser rezeptiv sehr potenten Stadt aus dem Theater zu machen! Die Maler und Studenten, immer die kunstfreudigsten und auf Neues erpichtesten Vertreter einer Generation, — die vielen (produktiven und unproduktiven) Literaten, — die auf Gutes genau so wie auf Schlechtes neugierigen Fremden, endlich die Oberschicht des immerhin von dunklen Zwängen einer guten Tradition beherrschten Bürgertums, — — was wäre das für ein Publikum! Es steht heute durchweg höher als das Theater und hat nur einen großen Fehler: es liebt sein München zu sehr und sieht nicht, daß das heutige Objekt seiner Liebe kein lebendiger Organismus mehr ist, sondern eine Attrappe. München war früher mehr als eine Stadt, nämlich ein Begriff, und ist heute weniger, nämlich ein klingender Name. Das Publikum und sein dienstfertiger Mund, die Presse, müßte sich das heutige Niveau des Theaters verbitten wie eine Beleidigung. Es müßte auf seinem eigenen Niveau bestehen und das niedrigere der Theater verhöhnern und beschimpfen.

Aus den drei Theatern mit literarischen Präntentionen ließe sich, so wie sie heute organisiert sind, zur Not ein einziges gutes Theater machen. Im Schauspielhaus sitzt der kaufmännische Leiter: Herr Stollberg; im Residenztheater der künstlerische: Herr Steinrück; und in den Kammerspielen ein guter Schauspieler: Herr Ziegel. Dazu ließen sich im Schauspielhaus und in den Kammerspielen etwa je fünf und im Residenztheater etwa 10 Schauspieler finden, mit denen ein künstlerisches Theater arbeiten könnte. Zuzug von außen dringendst erwünscht und notwendig! Statt dessen führt man im Schauspielhaus Schwanke in Provinzmanier auf, im Residenzthea-

ter Klassisches nach Oberlehrerart und in den Kammerspielen Vermischtes, wie es der Zufall und das Spielbedürfnis der Frau Horwitz (dieser zwar nicht schlechtesten, aber gleichgültigsten Darstellerin des Ensembles) gerade fügt. Das nenne ich künstlerische Willenlosigkeit, die zweifellos so lange dauern wird, bis die Münchener Kritik einen Kunstwillen nicht nur selbst zeigt, sondern auch von den Theatern erzwingt.

Vorläufig aber schreibt diese (in lauwarmem Gewässer des Stils, der Meinung und des Wissens schwimmende) Institution des Fremdenverkehrs über eine mäßige Schwankaufführung kaum anders wie über eine gelungene literarische Vorstellung. Nur in ein paar Zeitschriften erwachen die Bedenken gegen diese Art zu einem stillen, beschaulichen Dasein. Ich wünsche dem Münchener Theater für die allernächste Zeit einen draufgängerischen Pamphletisten und diesem einen einsichtigen Verleger und beiden einen Theaterleiter, der durch Taten das beglaubigt, was der Pamphletist gegen die Untätigen sagt.

Verehrter Herr Mühsam, ich habe Zweifel, ob München aus seinem bald zehnjährigen Theaterschlaf in abschbarer Zeit erwachen wird. Jedenfalls aber hat jeder kunstwillige Publizist die harte Pflicht, Reveille zu blasen und zu schlagen, damit denen die Ohren gellen, denen leider in der fröhlichen Bier- und Karnevalsgemütlichkeit die müden Augen zugefallen sind. Heute ist das Münchener Theater eine einheitliche Gemeinde, von kindlichem Glauben an die Mittelmäßigkeit geschützt und behütet. Damit wird es ein Ende haben, wenn eines Tages einer kommen wird, dem ein Teufel gab, zu sagen, was er darunter leidet, daß in jeder, aber auch in jeder Münchener Vorstellung Dilettanten und Mittelmäßige sich ungestraft neben Künstlern und Könnern breit machen dürfen. Diese paar Künstler haben ein Recht darauf, daß man sie nicht bloß um ein paar Nuancen mehr lobt als jene Nichtkünstler, sondern daß man deutliche Unterschiede macht, daß man ihnen die künstlerische Existenz wertvoll macht, indem man sie den anderen abspricht.

Vielleicht, verehrter Herr Mühsam, fügen Sie ihrer eigenen etwas zögernden, in den letzten Monaten Gott sei Dank kräftiger einsetzenden Aufklärungsarbeit diesen Schrei aus dem Dunkel bei, indem Sie meinen Brief abdrucken. Sie ehren dadurch vielleicht nicht nur die Theaterkunst und . . . mich, sondern auch sich selbst!

Ich verbleibe mit Dank

Ihr ergebener
A. Z.

Bemerkungen.

Johannes Holzmann. Am 28. April ist Johannes Holzmann, den viele unter seinem aus der Umkehrung des Vornamens gebildeten Pseudonym „Senna Hoy“ kannten, in der Abteilung für Geisteskranke der Moskauer Kerkerzitadelle an Lungenschwindsucht gestorben. 31 Jahre ist er alt geworden, deren letzte sieben die Nacht des russischen Gefängnisses um ihn lag, — und was das bedeutet, das haben wir erst in diesen Tagen entsetzlich deutlich zu sehen bekommen in dem erschütternden Vortrag, den Herr Ulrich Rauscher an der Hand furchtbar anklagender Lichtbildreproduktionen über das Los der politischen Gefangenen und Verbannten Rußlands hielt. (Es ist zu hoffen, daß der deutsche Hilfsverein diesen Vortrag baldmöglichst als Buch herausgebe und in Massen verbreite.)

Im Jahre 1903 lernte ich Senna Hoy kennen. Er kam zu mir, zwanzigjährig, voll von Plänen, noch ganz ungeklärt und nach Idealen tastend, und forderte mich auf, einem „Bund für Menschenrechte“, den er begründet habe, beizutreten, — und zwar habe mich die Gründungsversammlung zum Vorsitzenden erwählt. Ich lehnte lachend ab, indem ich meinte, wir leben nicht mehr in der Zeit Georg Büchnets, und für mich sei der Kampf für Menschenrechte identisch mit dem des internationalen Anarchismus. Wir traten uns dann gleichwohl freundschaftlich nahe, und in der Zeitschrift „Kampf“, die Holzmann bald begründete, veröffentlichte ich gern Beiträge, die mir ihrer radikalen Tendenz wegen kein anderes Blatt abgenommen hätte. Eine gewisse Entfremdung zwischen uns trat ein, als sich Senna Hoy selbst als anarchistischer Agitator betätigte. Er war von Berlin, wo er zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt war, in die Schweiz geflüchtet und hatte in Zürich die Redaktion des „Weckruf“ übernommen. Die etwas phantastische und abenteuernde Art seines Auftretens in dieser Zeit mißfiel mir, aber was ich damals an herbem Urteil über ihn aussprach, bitte ich dem -Toten heute gern ab. Was er gelitten hat, ist mehr, als unsereiner durch alles Streben nach Freiheit und Gerechtigkeit je ausgleichen kann.

Zuletzt sah ich Holzmann, als er mich kurz vor seiner Abreise nach Rußland 1907 in München besuchte. Ich riet ihm dringend ab, seinen Plan auszuführen. „Du verstehst die Sprache nicht“, sagte ich ihm, „und kennst die Verhältnisse nicht. Ich bezweifle, ob du der Revolution im geringsten nützen kannst. Wenn du erschossen oder gehängt wirst, wenn du in Sibirien verhungern mußt oder im Gefängnis zu Tode gemar-

tert wirst, so hast du es nur dir selbst zuzuschreiben." Es half nichts. Er ging, wurde bei den Straßenkämpfen in Warschau verhaftet und zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Unter den fürchterlichen Qualen dieser Strafe wurde sein Körper vernichtet, seine Lungen verfielen, und jetzt ist er gestorben, als gerade wieder eine neue Befreiungsaktion für ihn unternommen worden war. Noch in den allerletzten Wochen hatte er die Freude, einen Menschen aus dem Berliner Freundeskreise sehen zu können. Die tapfere Dichterin Else Lasker-Schüler hatte es mit zäher Energie durchgesetzt, nach Moskau zu reisen und in die Zitadelle zu Holzmann eingelassen zu werden. Ich freute mich herzlich des Grußes, den sie mir von dem sterbenskranken Gefangenen mitbrachte.

In der Kette der zaristischen Hundsföttereien ist der Fall Holzmann nur ein einzelnes Glied, von dem — da Senna Hoy auf das Risiko seiner Vernichtung hin in die Gefahren des Kampfes hineinsprang —, kein Aufhebens zu machen wäre, wenn nicht gegen die deutsche Reichsregierung der Vorwurf furchtbarer Schuld erhoben werden müßte. Der schwerkranke Mann hatte es durchgesetzt, daß er von den Aerzten als geisteskrank erklärt wurde, so daß man ihn in der Irrenabteilung der Zitadelle unterbrachte. Wahrscheinlich hatten sich ihm infolge der entsetzlichen Leiden wirklich zeitweilig die Sinne verwirrt. Auf die Intervention einiger Freunde hatte sich die russische Behörde vor einigen Monaten bereit finden lassen, Holzmann als Geisteskranken freizulassen und an die deutsche Grenze zu befördern. Auf eine Anfrage beim Auswärtigen Amt in Berlin kam jedoch die Antwort, Holzmann sei ein gefährlicher Anarchist, die deutsche Regierung lege auf seine Freilassung keinen Wert! Die weltberühmte, sprichwörtliche Brutalität des Zarismus ist hier also von der deutschen Regierung übertrumpft worden. Ein an Körper und Seele völlig zerrütteter totkranker Mensch, an dem selbst die russischen Schergen nichts mehr zu ruinieren wußten, und den sie in einer menschlichen Wallung der Sonne wiedergeben wollten, ist von der deutschen Regierung um seiner Ueberzeugung willen in die Hölle, in der er sieben Jahre unbeschreibliche Qualen durchlitten hatte, zurückgestoßen worden. Zorn und Scham sind zu tief, um nach Worten und Flüchen suchen zu mögen. Aber wir wollen es dem Volke der Denker und Dichter verbieten, sich über die Greuel des Zarismus zu empören, solange die Henker des Zaren ein Recht haben, uns zu ermahnen: Fegt vor der eignen Tür!

Der Bürgermeister von Köslin. Der Schreiber Thormann hatte Unterschlagungen begangen und wurde zu Gefängnis verurteilt. Ehe sich ihm die Kerkertore öffneten, machte sich Herr Thormann dünne. Freiheit ist ein köstlicher Besitz, zu dem in Deutschland eine Serie einwandfreier Ausweispapiere notwendig ist. Was hätte der verfolgte Schreiber mit den Thormannschen Legitimationen gewollt? Sie hätten ihn unbedingt ins Loch gebracht. So tat er, was in seiner Lage jeder Einsichtige tut, er verschaffte sich die Fleppe eines anderen. Jetzt erst beginnt die Begebenheit des Schreibers Thormann sich von anderen Angelegenheiten verfolgter Kriminalobjekte zu unterscheiden. Die meisten Delinquenten setzen sich rittlings auf die schiefe Ebene und rutschen mit fremden Papieren hinunter: schwindelnd, stehend, raubend, bis man sie erwischt, und so gründlich abstruft, daß sie für Zeit und Leben nie wieder etwas anderes werden können als Einbrecher, Polizeispitzel oder bestenfalls Hochstapler. Thormann hingegen beschloß, die schiefe Ebene hinaufzurutschen. In den Bureaux seiner Schreibertätigkeit hatte er Einblick gewonnen in den Betrieb von Kommunalverwaltungen, und als gescheiter Mensch erkannte er, daß er reichlich so gut fähig war, die Obliegenheiten höherer Städtebeamten zu erfüllen, wie die studierten Dickköpfe, die sich ihre Ämter erschwitz hatten. Das Glück spielte ihm die Legitimation eines Dr. jur. Alexander in die Hände, und nun begann die sehr bürgerliche Beamtenlaufbahn des Mannes als außerordentliches Mitglied der korrekten menschlichen Gesellschaft. Die von keiner toten Buchstabenlast beschwerte Tüchtigkeit des falschen Assessors verschaffte ihm die besten Zeugnisse und Empfehlungen, und mehrere Stadtverwaltungen machten ausgezeichnete Erfahrungen mit dem Fleiß, der Umsicht, der Ehrlichkeit und dem Gemeinsinn ihres allmählich zum Bürgermeister von Köslin aufrückenden Mitbürgers. Hätte Thormann nicht die unanständige Tölpelei begangen, sich gegen eine frühere Geliebte schäbig zu benehmen, dann wäre seine Bürgermeistertätigkeit der Stadt Köslin nur zum Wohle und nie zur Schande gediehen, und kein deutscher Kleinstädter würde bezweifeln, daß alle Weisheit und alles Verwaltungstalent nur durch Universitätsexamen zu erwerben ist. So aber ist es evident geworden, was bisher nur Skeptiker und Aufwiegler wußten, daß der tüchtige Mensch auch ohne juristische Kollegpaukereit tüchtig ist, und selbst der Verdacht steigt nun langsam in die tugendhaftesten Köpfe, daß das cum laude bestandene Assesorexamen nicht immer der letzte Ausweis überlegener Gescheitheit zu sein braucht. Thormanns Schwindelei hat somit die bedenklichste Desorganisation des staatsbürgerlichen Vertrauens heraufbeschworen. Die offiziellsten Werte sind zweifelhaft geworden. Da gibt es nur ein Mittel: Alexander, der Falsche, wird auf der schiefen Ebene umgedreht, kriegt einen Tritt in den Hintern und fährt mit all seiner Tüchtigkeit, aber mit richtiger Thormannscher Fleppe hinunter, wo es kein Aufstehen gibt. Recht muß Recht bleiben.

Größenwahnfried. La recherche de la paternité zu einer öffentlichen Volksbelustigung zu machen, war der Bayreuther Reklamegesellschaft Richard Wagners Erben, G. m. b. H., vorbehalten. Wer hat Isolden gezeugt? Franz Liszts Tochter

soll jetzt vor aller Welt schwören, ob vor 50 Jahren, als ihrer Tochter konzipiert wurde, noch Hans von Bülow als Ehemann tätig war, oder ob schon Richard Wagner durfte. Zwei Rechtsanwälte werden sich auf Betreiben des Sohnes Siegfried darüber streiten, was in Frau Cosimas jungen Jahren in ihrem Schlafzimmer passierte, und ein Richter wird im Namen des Königs von Bayern zu Recht befinden, wessen Lenden Isolde entstammt ist. Die Geschmacklosigkeit dieses Familienzwistes ist kaum mehr zu überbieten. Aber man hat es sich abgewöhnt, sich über Absonderlichkeiten, die von der Villa Gröbenwahnfried ausgehen, noch zu wundern. Vielleicht wird nun auch die Sippe des „Meisters“ nicht erstaunt sein, wenn in der Öffentlichkeit die alten Erörterungen über einen andern Vaterschaftsstreit wieder aufgenommen werden: ob nämlich der sächsische Judenfresser Wagner selbst sein Leben nicht doch dem israelitischen Freunde seiner Mutter, Richards Pflegevater Geyer, zu danken hatte. Bedenken des Taktes brauchten die Diskussion darüber jedenfalls nicht länger aufzuhalten.

Gedenktage. Vor zehn Jahren starb Peter Hille, der wundervolle Lyriker, der seltsame, wie aus einem fernen Jahrhundert in unsere Zeit geworfene Mensch, mir persönlich der unvergeßliche Freund und Berater meiner frühen dichterischen Versuche. Eines Tages wurde er auf dem Bahnsteig eines Berliner Vorortbahnhofes aus einer Kopfwunde blutend bewußtlos aufgefunden. Man brachte ihn in ein Krankenhaus, und ein paar Tage später war er tot. Damals faselten die Leute von Mord. In Wahrheit war der durch jahrzehntelange Entbehrungen geschwächte Körper im Zuge von Lungenbluten befallen worden. Der Dichter hatte sich herausgeschleppt und war hingefallen. Mitleidige Passanten setzten ihn auf eine Bank. Mord war es also immerhin gewesen, — der Mord, den die Indolenz der Zeitgenossen an dem besten reinsten tiefsten Geist begangen hatte. — Eine ausführlichere Würdigung Peter Hilles als Dichter und Menschen behalte ich mir vor.

Max Bernsteins sechzigster Geburtstag soll nicht stillschweigend übergangen werden. Der liebenswürdige Poet verdient einen freundlichen Glückwunsch, vor allem aber der ausgezeichnete Verteidiger. Wie er mir persönlich zur Seite stand, als ich vor Gericht das schreckliche Verbrechen zu verantworten hatte, daß ich mit den unglücklichen Menschen, die im Räderwerk der Staatsmaschine hängen geblieben waren, menschlich gesprochen hatte, wie verständnisvoll und warmherzig er besonders in seinem Plädoyer für mein ehrliches Wollen eintrat, das werde ich ihm zeitlebens dankbar gedenken.

Endlich noch einen herzlichen Zuruf an den fünfzigjährigen Carl Rößler. Man soll über den Erfolgen, die er — spät genug — am Theater jetzt erzielt, nicht vergessen, daß er ein wirklicher Dichter ist. Man soll nicht vergessen, daß er außer den „Fünf Frankfurtern“, die übrigens so hoch über dem Niveau der üblichen Lustspielfabrikate stehen wie der Monobderos über dem Englischen Garten, auch noch „Hinterm Zaun“ geschrieben hat, das feine kluge Bekenntnisstück eines im Leben arg herumgezerzten Künstlers, und „Der reiche Jüngling“, das ernste schöne Drama, dem vielleicht noch einmal eine Renaissance bevorsteht. Prosit, lieber Rößler! Ad multos annos!

In kurzer Zeit erscheint im Verlage von

Paul Cassirer, Berlin:

Wüste-Krater-Wolken

Drei Gedichte

von

Erich Mühsam.

Mitteilungen über Preis, Ausstattung etc. des Buches folgen im nächsten Hefte des „Kain“. Vorbestellungen nehmen schon jetzt entgegen: **Der Verlas: Paul Cassirer, der Kain-Verlag und alle Buchhandlungen.**

In kurzer Zeit erscheint im

Kain-Verlag, München:

Die Freivermählten.

Polemisches Schauspiel in drei Aufzügen

von

Erich Mühsam.

Vorbestellungen schon jetzt beim **Kain-Verlag** und bei allen **Buchhandlungen.**

Adolf Schustermann



**Zeitungs-
nachrichten - Bureau**
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24



Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. □ □ Prospekte gratis.

PHÖBUS Monatsschrift für Aesthetik und Kritik des Theaters. Herausgeber Heinz Eckenroth

Das erste Heft ist soeben erschienen.

Abonnementspreis: vierteljährlich M. 2.—, Einzelheft M. 0,75.

Der „PHÖBUS“ ist durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag zu beziehen.

PHÖBUS-VERLAG, MÜNCHEN, BAADERSTRASSE 1a.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziere, Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen

Von der Wüste

Gedichte von ERICH MÜHSAM

(vergriffen), sind noch einige Exemplare zum Preise von Mk. 10.— vom Verfasser, Akademiestrasse 9/II zu beziehen.